

Nora Wulff, geb.
von Steinmeister



Zurück aus Afrika

1938-1948

Briefe und Tagebücher

Herausgegeben und kommentiert
von Karl Wulff, jr. und Monika Schotten

Wulff, Nora, geb. von Steinmeister: Zurück aus Afrika: Briefe und Tagebücher 1938-1948. Herausgegeben und kommentiert von Karl Wulff, jr. und Monika Schotten, Hamburg, Diplomica Verlag GmbH 2015

Buch-ISBN: 978-3-95934-543-9

PDF-eBook-ISBN: 978-3-95934-043-4

Druck/Herstellung: Diplomica® Verlag GmbH, Hamburg, 2015

Bilder: Nora Wulff, geb. von Steinmeister: „Die Else bei Südlengern“, um 1948, Öl (Vorderseite) - „Gebirgsbach im Allgäu“, 1943, Wasserfarben (Rückseite). Privatbesitz Dr. Karl Wulff

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Die Informationen in diesem Werk wurden mit Sorgfalt erarbeitet. Dennoch können Fehler nicht vollständig ausgeschlossen werden und die Diplomica Verlag GmbH, die Autoren oder Übersetzer übernehmen keine juristische Verantwortung oder irgendeine Haftung für evtl. verbliebene fehlerhafte Angaben und deren Folgen.

Alle Rechte vorbehalten

© Diplomica Verlag GmbH
Hermannstal 119k, 22119 Hamburg
<http://www.diplomica-verlag.de>, Hamburg 2015
Printed in Germany

Vorwort

Vor zwei Jahren hatten meine Tochter, Monika Schotten, und ich Berichte meiner Eltern aus den ehemaligen deutschen Kolonien Südwest- und Ost-Afrika veröffentlicht. Siehe unser 2013 in diesem Verlag erschienenenes Büchlein „*Briefe aus Afrika, 1932-1938*“.

Lange haben wir gezögert, die hier vorliegende Fortsetzung herauszugeben, die vor allem das Leben unmittelbar vor Kriegsausbruch und während des Krieges in Potsdam dokumentiert, sowie die ersten Nachkriegsjahre als Flüchtlinge in Westfalen. Wir sind jetzt aber zu der Überzeugung gekommen, dass ein Zeitzeugen-Bericht von einem europäischen Krieg und seinen desaströsen Nachwirkungen auf allgemeineres Interesse stoßen könnte. Zumal die Generation, die jene Katastrophe noch bewusst miterlebte, entweder uralt oder nicht mehr am Leben ist.

In diesem Buch wird nicht nur, exemplarisch als Eines von vielen, das Schicksal meiner Eltern dargestellt. Es wird vielmehr auch, im Sinne von Momentaufnahmen, dasjenige vieler bereits aus den „*Briefe aus Afrika*“ bekannten Personen verfolgt.

Dieses Buch basiert hauptsächlich auf einem Text, den meine Mutter bald nach Kriegsende – wahrscheinlich in den frühen Fünfzigern – anhand ihrer Tagebücher verfasste. Ergänzt wird unsere Darstellung mit Auszügen aus noch erhaltenen Briefen. Im Falle von Wiederholungen und Überschneidungen wurde den Briefauszügen, wegen ihrer größeren zeitlichen Nähe zu den Ereignissen, der Vorrang gegeben.

Personennamen wurden in der Regel beibehalten. Nur in einigen wenigen Fällen wurden sie jedoch – aus naheliegenden Gründen – verändert. Der gesamte Text wurde von uns mit Hilfe von Überschriften untergliedert. Privates, das weder zum Verständnis der jeweiligen Situation beiträgt, noch von allgemeinem Interesse ist, wurde nicht übernommen. Wo es uns erforderlich schien, haben wir Erläuterungen oder Fußnoten in Kursiv eingefügt.

Meiner jüngeren Tochter, Juliane Wulff, sowie meiner Frau, Gabriele Wulff, danke ich für die kritische Durchsicht des Manuskriptes sowie für wertvolle Anregungen.

Schneverdingen, im Januar 2015

Dr. Karl Wulff

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	7
Neuer Anfang.....	11
Wieder daheim	11
Die Realität holt uns ein.....	12
Licht am Ende des Tunnels	13
Der Zweite Weltkrieg	19
Der Krieg beginnt.....	19
Sieg um Sieg.....	21
Das Kriegsglück wendet sich	27
Der Abstieg.....	36
Bombenterror I	39
Zwischen Idylle und Grauen	41
Bombenterror II.....	46
Die letzten Monate in Potsdam	55
Auszüge aus Briefen von Karl Wulff an Nora Wulff Anfang 1945	70
Kriegsende und Nachkriegsjahre	79
Der Aufbruch in den Westen.....	79
Heimatlos in der Heimat meines Vaters.....	81
Der Weg aus der Talsohle	130
Ende einer Utopie	151
Anhang.....	153
Ausgewählte Kochrezepte aus der Kriegs- und Nachkriegszeit	153

Einleitung

(Karl Wulff, jr.)

In unserer Publikation aus dem Jahre 2013, *Briefe aus Afrika*, haben wir aus dem Leben meiner Eltern, Nora Wulff, geb. v. Steinmeister, und Karl Wulff, berichtet. Nachdem sie sich Anfang der 20er Jahre des 20. Jh. in Berlin kennen gelernt hatten, verschwand mein Vater nach Tanganjika im Osten Afrikas. Dann kamen sie wieder, sozusagen dienstlich, in brieflichen Kontakt. Mitte der 30er Jahre, nachdem sie einige Jahre im Briefwechsel standen, entschlossen sie sich zu heiraten. Im Frühjahr 1937 reiste meine Mutter dann nach Tanga in Tanganjika, um dort meinen Vater zu ehelichen.

Mein Vater hatte im südöstlichen Hochland von Tanganjika, im Iringa-Distrikt, eine Kaffee-Plantage mit 65.000 Kaffee-Bäumen und einigen Hektar Pyrethrum aufgebaut. Die Pflanzung trug noch keine Ernte. Dort lebten seine Mutter und Schwester, während mein Vater und sein Bruder Hans in der Küstenregion Tanganjikas als Angestellte tätig waren und Mutter und Schwester regelmäßig Geld schickten, um die Farm weiter zu entwickeln.

Meine Eltern lebten in Tanga relativ bescheiden. Mein Vater war kleiner Angestellter im Laden der Firma Hausmann & Kaiser, einem Import-Geschäft mit angeschlossener Lebensmittel-Abteilung und Apotheke. Wirtschaftlich ging es ihnen erst besser, als meine Mutter auf die Idee kam, Landschaftsbilder zu malen. (Sie hatte in ihrer Jugend eine Malschule besucht und seitdem als Hobby gemalt.) Die Bilder verkaufte sie über den Laden von Frau Tamé, die sie auf einer früheren Schiffsreise kennen gelernt hatte und mit der sie seitdem befreundet war. Frau Tamé nahm für den Bilderverkauf keine Provision.

Mein Vater durchlitt im Laufe der Zeit in immer kürzeren Abständen immer heftigere Malaria-Ausbrüche. Der dortige deutsche Arzt riet ihm dringend zu einem mehrmonatigen Deutschland-Aufenthalt, um die Malaria auszukurieren. So beschlossen meine Eltern, gegen Jahresende 1938 nach Deutschland zu fahren, um dort bis Herbst 1939 zu bleiben. Mein Vater hatte zu diesem Zeitpunkt 15 Jahre in Tanganjika verbracht, ohne auch nur einmal in Europa gewesen zu sein.

Sein Bruder Hans, inzwischen auch verheiratet, lebte zu dieser Zeit auf der Insel Mafia, der Küste Tanganjikas vorgelagert, und verwaltete dort als Angestellter eine Plantage.

Mein Großvater, der Vater meines Vaters, starb als seine Kinder noch klein waren. Die Brüder des Großvaters fungierten als Vormünder. Diese Verantwortung wollten sie so rasch es ging wieder loswerden. So überredeten sie meinen Vater, mit dem „Einjährigen“ die

Schule zu verlassen und eine kaufmännische Lehre anzutreten. Er lernte in Bremen im Weinhandel. Nach seinem Militärdienst ging er als kaufmännischer Angestellter für die Woermann-Linie zu deren Büro auf der Insel Sansibar. Dort überraschte ihn der Kriegsausbruch. Gemeinsam mit anderen Deutschen mietete er eine arabische Dhau und segelte zur Küste, um der Schutztruppe beizutreten. Er verbrachte den Ersten Weltkrieg als Vizefeldwebel, verantwortlich für ein wassergekühltes Maschinengewehr, im Kampf um die deutsche Kolonie „Deutsch-Ostafrika“. Bei jahrelangen und ausgedehnten Fußmärschen lernte er das Land kennen und lieben. Unter dem Eindruck der katastrophalen Lage in Deutschland der frühen Zwanziger ging er als einer der ersten Deutschen wieder nach Ostafrika und begann die Farm aufzubauen, beginnend mit der Rodung eines Buschgeländes und – zusammen mit anderen Siedlern – dem Bau einer 35 km langen Stichstraße zur Hauptverkehrsader.

In dem hier vorliegenden Büchlein schildern wir nun anhand der Tagebücher meiner Mutter und Auszügen aus diversen Briefen, wie es meinen Eltern erging, nachdem sie hoffnungsvoll wieder in der alten Heimat angekommen waren. Vor allem glauben wir, dass die authentische Schilderung des Bombenkrieges und der ersten Nachkriegsjahre den heutigen Leser – nachdem diese Zeit weitgehend in Vergessenheit geraten ist – interessieren könnte.

Abgesehen von der kurzen Tätigkeit im Laden von Hausmann & Kaiser hatte mein Vater, seit er im April 1925 wieder nach Ostafrika kam, seinen Beruf als Kaufmann nicht mehr ausgeübt. Als er nun zu Beginn des Jahres 1939 versuchte, in Deutschland eine adäquate Stellung zu finden, war das – verständlicherweise – von geringem Erfolg gekrönt.

Die Lage entspannte sich erst, als sich ihm die Möglichkeit bot, der Wehrmacht beizutreten. Er wurde noch wenige Tage vor Kriegsbeginn als aktiver Offizier übernommen und konnte auch – lange nach Kriegsende – seinen Pensionsanspruch durchsetzen.

Besonders interessant an den hinterlassenen Dokumenten sind die lebhaften Schilderungen des Kriegsalltags im von den alliierten Bombern heimgesuchten Berlin. Bemerkenswert waren damals die Solidarität der Berliner untereinander und die Hilfsbereitschaft, mit der sie sich gegenseitig beistanden. Das sollte sich nach Kriegsende dramatisch ändern, als jeder für sich ums Überleben kämpfte.

Nachdem das Haus, in dem wir in Berlin wohnten, nicht mehr bewohnbar war, zogen wir nach Potsdam in das Elternhaus meiner Mutter.

Mein Großvater, Alexander von Steinmeister, war bereits 1941 gestorben. In dem Haus wohnten noch meine Großmutter, Charlotte von Steinmeister, geb. von Bredow, und ihr Sohn,

Dr. Alexander von Steinmeister jr., genannt „Axel“, der jüngere Bruder meiner Mutter, der freiberuflich als Lektor für verschiedene Verlage arbeitete. Einen Teil des Hauses hatten sie an ein älteres Ehepaar vermietet. Zum Haus gehörte ein großer Garten von der Fläche eines preußischen Morgen. Das Haus lag nahe der Glienicker Brücke im Potsdamer Villenviertel „Berliner Vorstadt“.

In Potsdam angekommen stellte meine Mutter mit Überraschung fest, dass sich die Damen und Herren ihres Bekanntenkreises aus der Berliner Vorstadt mehr für Kunst und Literatur interessierten als für die Geschehnisse im nahen Berlin, die sich allabendlich vor ihren Augen vollzogen.

Auch die Verwandten in Ostwestfalen, zu denen meine Mutter mit mir und unserer Wirtschaftlerin im Februar 1945 fuhr, konnten sich die Realität des Krieges erst so richtig vorstellen, als sie von den Besatzungsmächten aus ihren Häusern vertrieben wurden und in Notunterkünften hausen mussten. Auch erfuhren sie im Laufe der Zeit immer mehr Details von den Flüchtlingen und heimkehrenden Soldaten. Man sieht aus den Aufzeichnungen deutlich, wie sich die Einstellung der Verwandten von anfänglicher Ablehnung bis zu ausgeprägter Hilfsbereitschaft änderte.

Um das Verhalten z. B. der Einwohner der Kleinstadt Bünde – als Beispiel für unzählige andere Lokalitäten - fairer zu beurteilen, muss man berücksichtigen, dass dort binnen weniger Wochen mehr Flüchtlinge strandeten, als die Stadt Einwohner hatte. Besser man fragt sich nicht, wie wir heute von einem damals noch nicht vorstellbaren allgemeinen Wohlstandsniveau herab auf solche Belastungen reagieren würden.

Die Eingliederung der Ost-Flüchtlinge in die westdeutsche Gesellschaft bereitete in den Folgejahren keinerlei Probleme, waren sie doch bezüglich Sprache, Tradition, Religion, Kulturhintergrund und beruflicher Qualifikation von der aufnehmenden Bevölkerung nicht zu unterscheiden.

Interessant festzustellen ist es, dass damals einfache, arme Menschen mit geringer Schulbildung besonders hilfsbereit waren, gleich gefolgt von einigen Bauern und Gutsbesitzern. Menschen, die sich „als etwas Besseres“ fühlten, hingegen konnten recht unangenehm sein.

Den gesamten Krieg über, vor allem jedoch in den ersten Nachkriegsjahren, pflegten meine Eltern den Hoffnungsanker Afrika. Ihre zurückliegenden Jahre in Ostafrika entwickelten sich zu einer Utopie von einer heilen friedfertigen Welt voll Harmonie und Glück. Erst im Jahre 1952 fand diese Sehnsucht nach Afrika ein abruptes Ende.

Inzwischen hatten sie auch eine auskömmliche Lebensbasis gefunden. Die britische Besatzung suchte nämlich dringend sprachkompetente Dolmetscher und Übersetzer. Erst wider-

strebend, aber auf intensives Drängen meiner Mutter, nahm mein Vater eine derartige Stelle an. Er war dafür besonders geeignet, da er akzentfrei Englisch sprach. Er wurde später Leiter der „Production Unit“ der britischen Kulturhäuser „Die Brücke“, die zuerst in Bünde errichtet wurde, dann aber nach Hannover umzog. Und wir zogen mit um. Die arbeitsrechtlichen Bedingungen für die deutschen Angestellten waren allerdings archaisch. Es gab nur Zeitverträge derart, daß man ihnen gleich am ersten Tag wieder kündigte; war die Kündigungsfrist abgelaufen, wurden sie wieder eingestellt, jedoch wurde ihnen sofort wieder gekündigt, usw. Als diese Einheit dann in den späten Fünfzigern geschlossen wurde, hielt mein Vater sich und uns mit diversen Dolmetschertätigkeiten über Wasser, bis er dann endlich 1958 seine Pension bekam.

Nicht nur finanziell ging es aufwärts, auch wohnungsmäßig. Zuerst zogen wir im Oktober 1951 in eine bescheidene, aber günstig gelegene Wohnung in der Bänder Innenstadt; dann Ende 1956 nach Hannover in eine schöne Neubauwohnung.

Neuer Anfang

Wieder daheim

In diesen ersten Wochen, daheim in Deutschland, fühlten Karl und ich uns ganz als Urlauber, ohne Sorgen, ohne Pläne. Meine beiden Eltern waren entzückt von Karl. Auch mein Bruder und er freundeten sich herzlich miteinander an. Es war alles so schön, wie es nur denkbar war. Sylvester kam meine Schwester, Lili, mit Robert, ihrem Mann, und drei Kindern nach Potsdam, nun war unsere ganze Familie froh vereint. Robert war inzwischen ordentlicher Professor und Institutsleiter an der Universität Königsberg in Ostpreußen geworden, sie waren dort sehr glücklich und zufrieden.¹

Lili und Robert empfahlen mir einen berühmten Kollegen, Professor Bockelmann in Berlin, den ich bald aufsuchen sollte wegen meiner vermutlichen Schwangerschaft. Das taten wir im Januar. Ich hatte mich nicht geirrt. Der Arzt meinte, das Kind würde Mitte Juni geboren werden, aber er vermutete Komplikationen. Das jedoch bekümmerte mich gar nicht, ich war nur restlos glücklich, daß wir jetzt Hoffnung auf ein Kind hätten!

Es war ein ungewöhnlich strenger und langer Winter. Karl genoß ihn sehr, vor allem den Schnee, und er erholte sich prächtig. Wir lebten sehr gesellig, denn wir hatten beide viele alte Bekannte in Berlin und Potsdam, darunter Karls besten Freund Reinhard Manning mit Frau. Auch er war ein Kriegskamerad aus Ostafrika, und lebte in Berlin.

Erst mal gingen Karl und ich auf den großen Kolonialball, der wie alljährlich in allen Festsälen des Zoo stattfand. Wie jedes Mal, traf man unter den 5000 Teilnehmern unzählige Bekannte. Es war schön für das Auge, ein wunderhübsches Bild: man sah die schönsten Kleider und prächtige Uniformen. Die alten Schutztruppen-Offiziere prangten noch in ihren Gold- und silbergestickten Waffenröcken aus der Kaiserzeit. Es war ein bezaubernder Abend. Auch ich hatte mir ein sehr schönes Kleid machen lassen. Niemand ahnte in diesem Januar 1939, daß dies das letzte glanzvolle Treffen der Afrika-Deutschen sein würde. Wir genossen das Fest froh und unbeschwert, und tanzten nach den Klängen der damals so berühmten Kapelle von Bernhard Etté. Mit dem letzten Nachtzug ging es dann heim nach Potsdam.

¹ Lili Ammon, geb. von Steinmeister, war ihre jüngere Schwester. Lilis Mann, Robert Ammon, war Biochemiker, zuletzt Ordinarius an der Medizinischen Fakultät der Universität des Saarlandes.

Die Realität holt uns ein

Karl war begeistert, wieder in Deutschland zu sein, er wollte am liebsten ganz hierbleiben. Anfangs, als wir unsere Rückfahrt nach Afrika fest für den August 1939 geplant hatten, sagte jeder zu Karl: „Wollen Sie wirklich zurück nach Afrika? Männer wie Sie fehlen uns hier in Deutschland. Jede beste Stelle steht Ihnen hier offen!“

Als Karl es dann ernstlich ins Auge faßte, einen Posten in Deutschland zu finden, da sagten die gleichen Leute: „Wir werden uns bemühen, so einfach ist es nicht, Sie müssen Geduld haben.“ Solche Bescheide kannten wir schon aus Afrika, und unser Optimismus wurde kleiner. Dann ging Karl ins Auswärtige Amt, um ein weiteres Darlehen für seine Farm, Kiganga, in der Ortschaft Mufindi in Tanganyika zu erbitten, damit wir dort Pyrethrum anbauen könnten. Im Auswärtigen Amt saßen an allen Stellen neue, uns ganz fremde Bearbeiter. Ausgeschlossen, hieß es, die Farm sei schon durch Zins und Zinseszins überschuldet. Er müsse sogar das Darlehen baldigst zurückzahlen. An dortigen Investitionen habe das Deutsche Reich heute keinerlei Interesse mehr. Karl glaubte, nicht recht zu hören. Noch ehe Hitler an die Regierung kam, hatten das Auswärtige Amt und die Reichsstelle für das Auswanderungswesen uns diese Darlehen beinahe aufgedrängt, um Deutsche für die Ansiedlung in unsern ehemaligen Kolonien zu gewinnen. Man hatte uns versichert, diese Darlehen wären zinsfrei und nicht rückzahlbar. Nur *pro forma* müßten sie hypothekarisch eingetragen werden. Das war damals, als ich noch im Frauenbunde arbeitete und noch gar nicht an eine Heirat nach Afrika dachte. Auch mir setzte der zuständige Geheimrat im Auswärtigen Amt das genau auseinander, und beklagte sich, daß viele der Farmer draußen sich sperrten, diese Eintragung als Hypothek zu unterschreiben.

Die heutigen Referenten wußten davon angeblich nichts, sie fanden auch nichts darüber in ihren Akten. Danach waren also alle unsere Farmen in Ostafrika überschuldet, besonders die unsrige, die noch keine Erträge brachte, wie Karls Mutter und Schwester Else uns stets schrieben. Wenn er die Pflanzung verkaufe, sagte der heutige Bearbeiter zu Karl, so können er mit dem Erlös etwa die Hälfte seiner Schulden an das Auswärtige Amt zurück zahlen, den Rest würden sie dann langsam von seinem Gehalt abziehen, sobald er hier eine Stellung gefunden habe. So also sah es heute aus. Wir waren völlig deprimiert, Karl war einfach außer sich; ich weinte, als er es mir erzählte. Nicht nur zehn verlorene Arbeitsjahre von Karl und auch von Hans, und der Verlust von Karls gesamten Vermögen, das er in den Aufbau der Farm gesteckt hatte, - sondern nun sollte das auch noch unser Ruin für alle Zukunft werden, eine Schuldenlast, die wir niemals abarbeiten könnten! Und dazu erwarteten wir ein Kind!

Karl ging nun zu allen hohen und höchsten Dienststellen in Berlin. Das war ja ein absoluter Betrug an uns deutschen Siedlern in Tanganjika, die wir alle, in gutem Glauben an die Versprechungen des Deutschen Reiches, dort Neuland erschlossen, und große Bezirke besiedelt hatten. Damals, in den zwanziger Jahren, erschien das dem Reiche nützlich. Heute, unter der Regierung der Nationalsozialisten, hatte Deutschland andere Interessen, vielleicht auch andere Sorgen. Wir waren abgeschrieben, und mehr als das: wir sollten die Schulden noch dazu in Devisen bezahlen, die wir ja gar nicht besaßen.

Schließlich erreichte Karl ein Übereinkommen, daß das Auswärtige Amt die Farm übernehmen würde um sie zu verkaufen, gegen Streichung unserer gesamten Schuld. Wir atmeten tief auf. Wir hatten keine lebenslange Schuldenlast mehr. Aber auch nichts zum Weiterleben, keinerlei Stellung, auch trotz aller Mühen auch keine Aussicht auf eine solche. Die Übergabe der Farm sollte aber erst erfolgen, wenn seine Mutter und seine Schwester Else, die dort ja noch lebten, auch in Deutschland angekommen wären.

Karl und ich hatten wenigstens ein Dach über dem Kopf in meinem Elternhaus, und dazu mein freigegebenes Sperrkonto², das leider viel schneller schmolz, als wir erwarteten.

Licht am Ende des Tunnels

Karl hatte sehr gute Freunde aus seinen Hamburger Jahren, ehe er 1925 wieder nach Ostafrika ging, Otto und Änne Neuerburg, die jetzt in Kiel lebten. wo Neuerburg Direktor an der großen Werft „Deutsche Werke“ war. Sie hatten uns schon seit Wochen dringend eingeladen, sie in Kiel zu besuchen. Wir hatten es immer wieder aufgeschoben, wegen Karls Verhandlungen mit dem Auswärtigen Amt. Und auch, weil ich mich zeitweise nicht recht wohl fühlte.

Endlich, im März, reisten Karl und ich nach Kiel. Neuerburgs waren sehr liebe Menschen und nahmen uns ganz reizend auf. Karl hoffte im Stillen, daß Neuerburg, der mitten im Wirtschaftsleben stand, und sehr viele Beziehungen zu Industriekreisen hatte, Rat für unsere Sorgen wüßte, oder uns auch nur einen Hinweis geben könnte. Denn Karl, nach 15 Jahren Afrika, war ja völlig fremd im heutigen Deutschland. Aber selbst Otto Neuerburg sah unsere Lage mehr als schwarz, und wußte keinen Ausweg,

Wir ließen uns die schöne Wiedersehensfreude dadurch aber nicht verderben, und Änne tat sehr geheimnisvoll, morgen hätte sie eine ganz große Überraschung für Karl.

² Devisenrechtlich galten damals Deutsche mit permanentem Wohnsitz im Ausland (wie meine Eltern bis Ende 1938) als „Ausländer“. Ihre Bankkonten in Deutschland waren gesperrt. Nach ihrer Rückkehr mußte meine Mutter – mit erheblichem bürokratischen Aufwand – die Sperre auf ihrem Konto aufheben lassen.

Wir erwarteten sehr neugierig den Nachmittag. Als die Tür aufging, erhob sich ein wahres Freudengeschrei. Karl und Hans Beusse, alte Kriegskameraden aus Ostafrika, fielen sich beinah um den Hals! Sie hatten nicht nur den ganzen Krieg miteinander fast bis zum Ende, verlebt, sondern auch noch die Jahre im Kriegsgefangenenlager in Ägypten zusammen verbracht. Karl, der in den letzten Kriegswochen mit schwerer Malaria im Lazarett lag, fiel, als die deutsche Truppe abrücken mußte, mit dem ganzen Lazarett in englische Hände. So kam er nach Ägypten ins Gefangenenlager, wo er Hans Beusse wiedertraf.

Beusse berichtete von der Wehrmacht, die Hitler unter Hochdruck immer weiter aufbaute und ausbaute, und wie sehr es noch immer an tüchtigen alten und erfahrenen Offizieren fehlte. Die Luftwaffe vor allem hätte großen Mangel an führenden Kräften und stellte erprobte Offiziere bis zum Alter von 50 Jahren noch ständig neu ein. Beusse war seit eineinhalb Jahren dabei und gerade Major geworden. Karl war sehr beeindruckt. Beusse riet Karl, sich sofort zu melden und keine Zeit zu verlieren.

So kam es, daß wir am nächsten Nachmittag schon, früher als geplant, nach Potsdam zurück reisten. Am kommenden Morgen fuhr Karl nach Berlin, meldete sich, wurde überall herzlich empfangen und kam mit einem Berg von Fragebögen zurück, die er schleunigst ausfüllen, und einreichen sollte. Die halbe Nacht ging damit hin.

Wie gut, daß Karl sich schon in den letzten Wochen Ahnenpapiere beschafft hatte, also den Arier-Nachweis erbringen konnte, was damals die Grundlage für jegliche Anstellung war. So ging alles sehr schnell. Nach kaum 14 Tagen wurde Karl bereits zur ersten, acht Wochen dauernden, Übung einberufen, und zwar ins Reichsluftfahrt-Ministerium in Berlin, kurz RLM genannt, in die Personal-Abteilung. So brauchten wir uns nicht einmal zu trennen. Karl wohnte weiter in Potsdam und fuhr tagsüber nach Berlin zum Dienst.

Karl hatte große Freude an seiner neuen Arbeit, der Chef und die Kameraden waren alle in seinem Alter, und alle waren sehr nett zu ihm. Karl arbeitete sich schnell ein.

Als Karl, sozusagen an der Quelle sitzend, sah, wie gut die Aussichten standen, sowohl für ihn selbst, wie für die Mehrzahl derer, die sich jetzt immer noch neu meldeten, schrieb er einen Luftpostbrief an seinen Bruder Hans nach Daressalam, Hans solle mit seiner Frau, Gisela, und dem Kind schnellstens das nächste Schiff nehmen, und nach Berlin kommen und sich zur Luftwaffe melden. Hans hatte auch schon den Ersten Weltkrieg mitgemacht, war ein sehr tüchtiger Offizier gewesen, er hatte also die gleichen günstigen Voraussetzungen, wie Karl und dieselben Aussichten.

Hans wollte sofort kommen, aber Gisela³ war darüber verzweifelt, sie wollte in Afrika bleiben. Hans setzte sich aber durch, und im Mai traf er mit Gisela und der entzückenden kleinen Kristin in Berlin ein, Hans froh, Gisela deprimiert. Schon wenige Tage später wurde Hans in ein Berliner Flack-Regiment einberufen.

Mittlerweile sah es politisch zunehmend bedrohlicher aus. Ein baldiger Krieg schien sich vorzubereiten. Karls Mutter und seine Schwester Else waren noch in Afrika!

Karl schrieb seiner Mutter, daß er die Absicht hätte, seine Pflanzung gegen Streichung der gesamten Schuldenlast, dem Auswärtigen Amt zurück zu geben. Beide möchten schleunigst nach Deutschland kommen, und das Nötigste mitnehmen. Für Mutter würden wir ein schönes Altersheim in unser Nähe suchen, Else würde leicht eine Bürostellung finden, wie früher schon.

Denn Else war in Stenographie und Schreibmaschine geübt, und solche weiblichen Hilfskräfte waren auch heute gesucht. Meine Eltern wollten uns helfen, das Altersheim für Karls Mutter so lange zu finanzieren, bis Karl selbst genug Gehalt bekäme, um allein für alles zu sorgen.

Die Antwort, die wir aus Afrika bekamen, war niederschmetternd. Mutter und Else schrieben empört, ob wir verrückt geworden wären! Jetzt alles aufgeben, wo die Farm in vollem Ertrag stünde! Sie seien gerade dabei, eine große Ernte einzubringen. Bisher hatten sie uns stets geschrieben, die Farm brächte nichts. Daß sie letztes Jahr schon eine mittelmäßige Ernte hatten, hatten sie uns bisher verschwiegen. Nun eine Vollernte von unseren 65.000 Kaffeebäumen? Wenn es wahr wäre, das wäre ja über alle unsere Erwartungen! Dann wäre wirklich kein Grund, die Farm aufzugeben. (Wie sich später herausstellte, war dieser Bericht wahr, und entsprach den Tatsachen).

Karls Mutter und Else schrieben weiter, sie dächten auch gar nicht daran, nach Deutschland zurück zu gehen, in die Enge und das ganze unfreie Leben wo sie hier in Afrika auf eigenem Besitz wie Könige lebten! Nein, nein und nochmals nein! Sie würden lieber sterben, als von dort fortgehen. Und solange sie dort im Hause lebten, dürfte kein Fremder die Farm betreten.

Wenn Mutters Angaben stimmten, daß die Farm jetzt in vollem Ertrag sei, so würden wir sie natürlich nicht aufgeben und wir brauchten auch keine Sorgen haben, daß Mutter und Else genug zum Leben hätten. Aber, wenn es nun Krieg gäbe, dann wären die beiden Frauen bestimmt sicherer in Deutschland.

Karl schrieb darum nochmals an seine Mutter und Schwester, es sähe unruhig aus, ein baldiger Krieg, sei nicht ausgeschlossen, dann wären sie dort abgeschnitten und kämen

³ seine Frau.

womöglich in englische Gefangenschaft. Sie möchten doch baldigst nach Deutschland kommen!

Wir behielten also die Farm, baten aber einen sehr netten Nachbarn in Mufindi, Herrn von Oeynhausens, Mutter und Else zu besuchen, ihnen gut zuzureden und bei der Gelegenheit die Sache mit der guten Ernte anzusehen.

Er schrieb uns dann bald, die Frauen ließen sich nicht bewegen, nach Deutschland zu kommen. Die Ernte schiene wirklich sehr groß zu werden. Sie seien am Pflücken, und was noch auf den Sträuchern säße, sähe sehr vielversprechend aus. So ließen wir also den Dingen ihren Lauf.

Inzwischen ging der Monat Mai zu Ende. Karl wurde zur zweiten Probeübung einberufen, nochmals für 8 Wochen, und, o Freude, wieder an den alten Platz im Reichsluftfahrtministerium (RLM). Sie wollten ihn augenscheinlich dort nicht missen. Nach Ablauf dieser zweiten acht Wochen sollte es sich entscheiden, ob Karl von der Wehrmacht übernommen würde oder nicht.

In den ersten Junitagen zogen Karl und ich nach Berlin, in eine nette Fremdenpension, direkt neben Professor Bockelmanns Privatklinik, die er uns zur Entbindung angeraten hatte. Mama fand es viel zu früh, daß wir schon nach Berlin gingen, aber es schien uns beruhigender. Außerdem war Lili mit den drei Kindern in Potsdam, es war im Hause reichlich lebhaft und unruhig, und ich fand, das wurde für unsere Eltern auch reichlich anstrengend. Karl und ich fanden es richtiger, daß wir beide jetzt nach Berlin gingen.

Im Mai und Juni hatten wir herrliche, hochsommerliche Tage. Oft trafen wir uns abends mit Hans und Gisela. Einmal machten wir gemeinsam einen wunderbaren Ausflug zu dem einzig schönen Schwielow-See, der hinter Potsdam liegt, und versuchten, Gisela zu trösten, die immer noch um Afrika weinte. Es war ja gar kein Abschied für alle Zeiten, meinten wir. Zumal Karls Mutter und Else die Farm, die jetzt Erträge brachte, besetzt hielten.

Am 10. Juni war Karl abends bei Kameraden vom RLM eingeladen. Da wir beide glaubten, die Geburt des Kindes sei noch weit entfernt, hatte ich keinerlei Bedenken, an diesem Abend allein zu bleiben und rechnete auch damit, daß Karl erst gegen Morgen zurück käme.

Als ich gegen Mitternacht zu Bett gehen wollte, setzten unverhofft die Wehen ein. In der Pension schlief schon alles. Was tun? Ich rief in der Klinik an, sie rieten mir, sofort zu kommen. Ich packte schnell mein Kofferchen, hinterließ Karl einen Zettel und ging hinüber in die Klinik. Wie gut, daß wir bereits nebenan wohnten!

Der nächste Tag war ein Sonntag. Karl hatte dienstfrei und saß stundenlang bei mir. Ich hatte mir eine Geburt nicht so schlimm vorgestellt. Als es zu arg wurde, schickte ich ihn fort. Abends um 7 Uhr war unser Sonntagsjunge, unser Karlchen, gesund auf die Welt gekommen!